

2. Ein prüfender Blick auf einige Phänomene des Zeitgeists in unserer Gesellschaft

Bevor wir uns des Themas einer bewusst vollzogenen Erziehung annehmen, wollen wir uns fragen, wie sich Gesellschaft, in der wir bewusst erziehen sollen, oder sollten wir sogar formulieren „erziehen müssen“, darstellt. Es soll im Folgenden nicht um eine soziologische Abhandlung gehen, sondern wir wollen, wie bereits gesagt, die Gesellschaft anhand von wenigen sozialen Phänomenen beschreiben, die wir alle aus unserem privaten wie beruflichen Alltag kennen. Wir wollen so das Bewusstsein unserer Leser schärfen und sie auf unserem Weg mitnehmen.

In unserem Berufsalltag als Berater und Therapeuten von Familien, fällt uns immer wieder auf, dass Regeln, Gebote und Anweisungen nicht mehr selbstverständlich sind, dass sie oft einen negativen Beigeschmack haben und dass es eine große Verunsicherung gibt, was denn „richtig“ und was „falsch“ sei. Eltern und Pädagogen fragen nach Legitimation von Regeln und Geboten. Woher kommt diese Unsicherheit?

Wir haben uns diese Entwicklung wie folgt erklärt:

Seit etwa der Mitte des letzten Jahrhunderts erleben wir eine drastische Reduzierung von bis dahin eher klassischen Autoritäten, wie sie von Staat, Kirchen und Schulen repräsentiert wurden. Diese sicherlich notwendige Reformbewegung ist aber – wie wir jetzt sehen – insofern über ihr Ziel hinausgeschossen, als dass sie keine Alternativen erarbeitet und angeboten hat, um den Einzelnen zu stützen. Es zeigt sich aber heute immer deutlicher, dass der Einzelne nicht in der Lage ist, ohne Unterstützung durch Autoritäten auszukommen. Nicht zufällig mehren sich die Buchtitel, die das daraus entstandene Dilemma des Individuums in der Jetztzeit benennen, wie z. B. die Titel von A. Ehrenberg, „Das Unbehagen in der Gesellschaft“ oder „Das erschöpfte Selbst“ und von A. MacIntyre das Buch „Der Verlust der Tugend“ und nicht zuletzt Mario Vargas Llosas Buch: „Alles Boulevard – Wer seine Kultur verliert, verliert sich selber“, um nur vier prominente Beispiele zu nennen.

Bedingt durch diese Reformdynamik wurden zudem Traditionen aufgegeben, die noch in der Zeit der Moderne Sicherheit vermittelt hatten. Im Rahmen

dieser Traditionen fühlte man sich „zu Hause“ und es wurde und musste nicht viel über das „Wie“ der Lebensart nachgedacht werden. Die Gemeinschaft als bergendes und stützendes Element wurde nicht hinterfragt. Heute – in der Zeit der Spätmoderne – ist diese Sicherheit geschwunden. Der Zeitgeist unterstreicht jetzt das „Ich“, das einzelne Individuum, und das „Wir“ steht kaum mehr im Fokus des gesellschaftlichen Handelns. Aber gerade das „Wir“ bot in der Tradition Geborgenheit und Selbstverständnis. Der Begriff „Tradition“ ist heutzutage aber offenbar ein hoch problematischer. Wir wollen unter Tradition Werte verstehen, die über einen längeren Zeitraum gesamtgesellschaftlich anerkannt und sinnstiftend für die Gesellschaft insgesamt sind. Der Rückgriff auf Tradition, um separatistische Tendenzen zu rechtfertigen, wie es auch immer wieder getan wird, entspricht nicht unserer Vorstellung von Rückgriff auf Tradition.

Die Globalisierung, die wir weder verleugnen noch aufhalten können, kann im Zuge von gesellschaftlichen Anpassungsprozessen zum Verlust der Tradition führen, gewiss aber führt sie zu einer Konfrontation mit dem Fremden anderer Kulturen. Dadurch wird die Frage der Integration eine ungemein wichtige, ist aber gleichzeitig eine äußerst schwierige. Wie eminent wichtig diese gesellschaftspolitische Frage ist, zeigt sich im Alltag auch bei der Erziehung in allen Institutionen wie Kindergärten, Schulen und Heimen. In all diesen Institutionen löst diese Frage offenbar eine große Unsicherheit aus, wie mit ihr im Alltag umgegangen werden soll. Es sei nur an die Kopftuchdebatte, an Fragen der Bekleidung im Sportunterricht, von Essgewohnheiten oder der Beschneidung aus religiösen Gründen etc. erinnert.

Die „Multi-Kulti-Gesellschaft“ steht vor fast unlösbaren Problemen, da z. B. soziale Normen heute nicht einfach mehr vorgegeben werden können. Welche Instanz hätte dazu die Autorität, die von allen Seiten anerkannt würde? Die Politik steht ratlos vor dieser Dynamik und scheint von dieser vor sich hergetrieben zu werden.

Die gesellschaftliche globale Entwicklung bringt darüber hinaus Verunsicherungen im Berufsleben und in der Frage einer langfristigen Lebensplanung mit sich, und es stellen sich Fragen wie: Treibt uns die Globalisierung in einem nicht zu bremsenden Tempo in eine nie zuvor gekannte Perspektivlosigkeit im Beruf? Auf welchem Niveau werden sich Gehälter halten? Welche Flexibilität wird vom Arbeitnehmer bezüglich des Standortes erwartet? Das Thema der Altersarmut war in der Zeit der Moderne unbekannt, heute in der Spätmoderne, in der Zeit der wirtschaftlichen weltweiten Unsicherheit, ist es ein Thema mit völlig unklarem Ausgang. In all diesen Fragen muss das Individuum allein für sich die Lösung finden. Die „Egogesellschaft“, die kein „Wir“ mehr kennt, zeigt nicht zuletzt auch

in den Finanz- und Wirtschaftskrisen des gerade begonnenen 21. Jahrhunderts – den internationalen wie den privaten – ihr unschönes Gesicht.

Zuletzt seien noch die Halbwertszeit des Wissens und die Informationsflut erwähnt, die in ihrer Schnelligkeit mehr Angst als Beruhigung in der Gesellschaft auslösen. Einerseits besteht die Angst, nicht alles mitzubekommen und daher ins gesellschaftliche Abseits zu geraten. Andererseits erschöpfen wir uns in der Hast und erschrecken dann, dass wir nicht alles verstehen können. Die Komplexität der Sachzusammenhänge erfordert offenbar ein langsames Denken und Handeln in der nötigen Zeit (es kommt offenbar immer öfter dazu, dass die Komplexität von Erfordernissen in unserer technischen Welt kaum mehr zu bewältigen ist, so dass es zu immer größeren Verzögerungen beim Finden funktionierender Lösungen für technische Probleme kommt; siehe z. B. die Diskussionen zu Beginn der zweiten Dekade des 21. Jahrhunderts um die möglichen oder tatsächlichen Umweltgefahren des Frackings, einer Methode zur Gewinnung von Erdgas, bei der Chemikalien in unterirdisches Gestein gepresst werden, um das darin gebundene Erdgas herauszulösen), Zeit, die wir uns aber nicht nehmen oder meinen nicht nehmen zu dürfen, weil wir dann an anderer Stelle etwas verpassen könnten.

Diese Zeit aber werden wir uns nehmen müssen, wenn wir uns die digitale Vernetzung in unserer Zukunft ansehen. Wir werden dann erkennen, dass wir nicht umhin kommen, uns zum Thema des zukünftigen Menschenbildes positionieren zu müssen.

Die Vernetzung unseres Alltags ist – wenn wir den Experten glauben wollen – soweit fortgeschritten, dass wir in absehbarer Zeit in zwei Welten leben werden: in der physischen Welt und in der virtuellen Welt.

Als Beispiel sei die Datenbrille genannt, die in naher Zukunft auf den Markt kommen soll. Sie ermöglicht es uns, dass wir die reale Welt mit einer virtuellen Welt gleichzeitig wahrnehmen können. Wenn dann noch das so genannte Biochip-Implantat als nächstes Stadium der Perfektionismus-Idee des Menschen Wirklichkeit geworden ist, müssen wir uns ernsthaft die Frage stellen, ob das Selbstverständnis des Menschen jetzt nicht substantiell ein anderes geworden ist.

Der heutige Mensch wird dann als Auslaufmodell angesehen. Der zukünftige Mensch wird vollkommen und unsterblich sein. Jeder Mensch soll für sich entscheiden dürfen, wie er sich vervollkommen will. Die Organe werden erneuert, Hirnimplantate machen den Menschen perfekt, und er muss nicht mehr sterben. Welches Menschenbild steckt hinter diesen Ideen, die z. B. vom Transhumanismus vertreten werden? Liegt hier nicht eine Reduktion des Menschen auf seine Funktionalität, durch die der Mensch nur noch als Maschine betrachtet wird, vor? Führt diese Reduktion nicht zu seltsam anmutenden Vorstellungen über

den Menschen, jenseits unserer bisherigen gängigen Vorstellung unseres Seins? Es wird schon deutlich, dass diese Reduktion des Menschen auf seinen Körper vergisst, dass der Mensch auch noch einen Leib hat, d. h. dass der Mensch Geist und Körper ist! Perfektionieren Silikonsubstrate und Biochip-Implantate wirklich unser Menschsein?

Es liegt offensichtlich im Vergleich zum gegenwärtigen Menschenbild eine Reduktion vor, wenn der Mensch zum Wesen umfunktioniert wird, das durch Ingenieurwissen geplant werden kann. Da können wir uns nur der Sorge von Hava Tirosh-Samuelson anschließen, die aus dieser Sorge fordert: „Wir sollten den Fortschritt in diesem Bereich nicht kategorisch ablehnen, da er dazu beiträgt, menschliches Leid und Elend zu vermindern. Ebenfalls sollten wir uns aber davor hüten, naiv jede beliebige Technologie gutzuheißen oder unsere technologische Zukunft ausschließlich in die Hände von Wissenschaftlern zu legen. Vielmehr müssen wir dafür sorgen, dass Theologen, Philosophen, Historiker, Soziologen und Politikwissenschaftler verstärkt an der Auseinandersetzung über die technische Entwicklung teilnehmen, und dabei harte Diskussionen nicht scheuen“ (Tirosh-Samuelson, H., 2010, 325).

Mehr denn je brauchen wir also Zeit, um uns bewusst diesen Fragen an das zukünftige Menschsein stellen zu können. Wir müssen uns entscheiden. Die entsprechende Haltung zu diesen Zukunftsvisionen wird sich in der Umsetzung von Erziehung deutlich zeigen, weil dann entsprechende Erziehungsziele angestrebt werden.

Aus all dem kann man schließen: Der Einzelne ist auch in diesen Feldern oftmals auf sich „zurückgeworfen“ und mit dieser Situation nicht selten heillos überfordert. Die Komplexität solcher Fragestellungen, wenn soziale und berufliche Sicherheiten nicht mehr eindeutig und die Zukunftsperspektiven unklar sind, ist offenkundig unermesslich und unüberschaubar groß geworden.

In unserem Berufsalltag als Berater und Therapeuten von Familien werden aber auch alltägliche Fragen nach Erziehungsnormen gestellt, die zeigen, dass zumindest die Verunsicherung in konkreten Fragestellungen das Selbst des Fragestellers berührt: „Wenn ich deutliche Grenzen setze, bin ich dann noch eine gute Mutter?“ „Wann ist mein Handeln für das Kind schädlich und woran merke ich das?“ „Ich bin sehr unsicher in meiner Rolle als Vater, weil ich als Vater anders handeln muss, als mein Vater es getan hat.“ „Ich will lieber Freund meines Kindes sein!“

Wir sehen zudem, dass in unserer Zeit der gesellschaftlichen Verunsicherung die Frage nach der Identität eine sehr wesentliche geworden ist. Es ist sowohl die Frage nach der beruflichen Identität heute schwierig geworden aber auch

die der persönlichen eigenen Identität, sowie die der Rollen in der Familie. Daher scheint es sinnvoll und notwendig zu sein, sich diesem Thema „Identität“ in einer Art Vorausbemerkung extra zu widmen, um sich bei der Erziehung in unserer Zeit dieses Problems bewusst zu werden und entsprechend handeln zu können.

2.1 Identität

Aus dem vorher Gesagten ist deutlich geworden, dass uns unsere Selbstsicherheit im Handeln schnell abhanden kommt, wenn die Routine des Handels hinterfragt wird: z. B. durch die einfache Frage, was ist richtig, was ist falsch? Wir können uns dann anscheinend auf nichts mehr beziehen. Wir sind der gesellschaftlichen Dynamik der Beschleunigung auf fast allen Ebenen ausgeliefert. Die oben genannten gesellschaftlichen Dynamiken werfen uns auf uns zurück, weil wir keine nachhaltigen Antworten für uns erhalten, die uns sicher machen. Alles, was die gesellschaftliche Dynamik produziert, ist langfristig Unsicherheit. Und wenn z. B. dann unsere berufliche Identität plötzlich infrage gestellt wird, weil sich unser Tätigkeitsfeld erweitert oder bedeutsam verändert hat, und wir vor neuen beruflichen Herausforderungen stehen, kann eine Säule der eigenen Selbstsicherheit weg brechen.

Fragen wir aber zunächst, was Identität eigentlich bedeutet? Wir wollen Identität definieren als das Wissen und das Gefühl über uns, das uns über Zeit und Situationen hinweg die Kohärenz, d. h. den inneren Zusammenhalt, und die Kontinuität verleiht, um sich in Zeit und Situationen als derselbe wahrnehmen zu können.

Wir wollen dies zunächst an einem Beispiel, das Richard Sennett in seinem Buch „Der flexible Mensch“ (Sennett, R., 1998, 85) ausführt, erläutern: Ein Mann, der sein Leben lang Bäcker im traditionellen Sinn war, wird sich als solcher in dieser beruflichen Identität über die Zeit und in seinem Denken wahrnehmen und definieren. Er ist sich dann, wie man alltagsprachlich sagt, in seiner Rolle sicher, und er kann sich auf seine Fähigkeiten verlassen. Damit stabilisiert er sein Gefühl über sich, und sein Selbstwertgefühl wird von dieser beruflichen Identität gestützt. Seine Selbstsicherheit wird durch seinen Erfolg im Beruf mitbestimmt.

Wenn aber in unserer Zeit der Bäcker in einer Backfabrik plötzlich kein Bäcker im traditionellen Sinn mehr ist, sondern ein Arbeiter, der nur noch die Computerabläufe kontrollieren muss, dann wird er sich in seiner Identität hinterfragen müssen, wenn er gewahr wird, dass er beim Ausfall des Computers nicht in der Lage mehr ist, die Mischverhältnisse der Getreidesorten anzuordnen, weil dies ja der Computer bisher „gewusst“ hat. Sein Bäckerdasein war zum Computerkontrolleur mutiert, ohne dass es ihm in der Alltagsroutine bewusst geworden war. Dieses Beispiel belegt, wie fragil Identitäten in den Zeiten des Wandels von

der Moderne zur Spätmoderne durch die Beschleunigung der Zeit sein können. Zudem hat die Spätmoderne es mit sich gebracht, dass eine berufliche Identität über Generationen – der Sohn tritt in die Fußstapfen des Vaters – nicht mehr so häufig vorkommt und somit weitere identitätsstiftende Traditionen wegbrechen.

Wir haben uns also bisher gefragt, was Identität sei und gesehen, wie fragil Identität, ausgelöst durch Veränderungen in der Gesellschaft sein kann. Aber wie entsteht Identität?

In dem 1934 veröffentlichten Werk „Mind, Self and Society, From the standpoint of a social behaviorist“ des amerikanischen Psychologen G.H. Mead (Mead, G.H., deutsch: Geist, Identität und Gesellschaft) können wir – gerade auch hinsichtlich unseres Grundthemas – trotzdem durchaus auch weiterhin aktuelle Gedanken hierzu finden. Zu Beginn seines Kapitels über die Identität sagt er: „Identität entwickelt sich; sie ist bei der Geburt anfänglich nicht vorhanden, entsteht aber innerhalb des gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozesses ...“ (Mead, 1973, 177). Er betont auch, dass Identität eher ein Prozess bleibt, als dass sie ein Zustand bzw. eine Substanz sei. Identität entwickelt sich demnach ständig fort. Das ist nicht widersprüchlich zu dem, was eingangs über Identität gesagt wurde, dass sie als das Wissen und das Gefühl über uns, das uns über Zeit und Situationen hinweg die Kohärenz, sprich den inneren Zusammenhalt, und die Kontinuität verleiht, angesehen werden müsse.

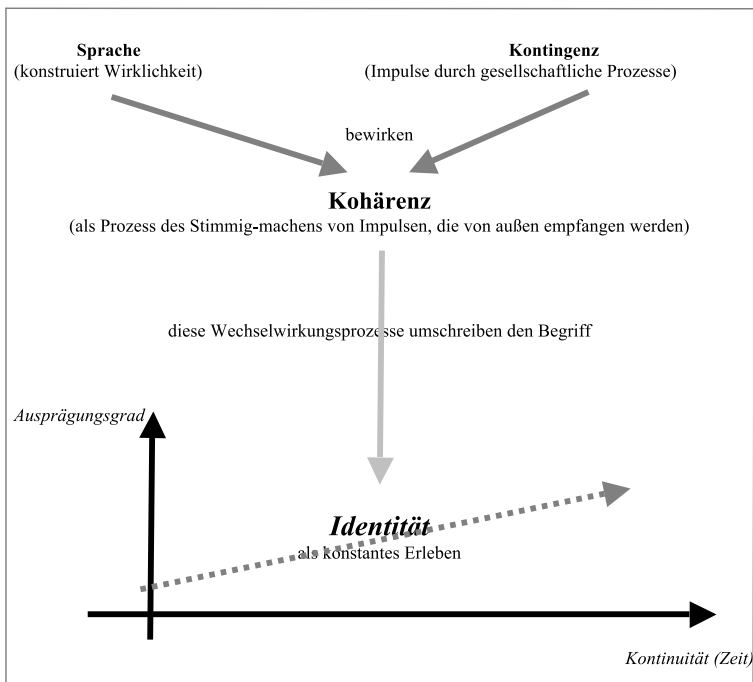
Zudem schreibt Mead, „dass der Sprachprozess für die Entwicklung der Identität maßgeblich ist“ (Mead, G.H., 1973, 177). Das Machen von Erfahrungen, die für die Entwicklung von Identität notwendig ist, wird demnach erst sinnvoll, wenn es durch Sprache („Gesten“, wie Mead es vornehmlich nennt) gedeutet wird, wenn die Erfahrungen sinnerfüllt werden (vgl. Mead, G.H., 1973, 187f).

Mit anderen Worten, wir brauchen ein Leben in Gesellschaft und wir brauchen Sprache als Medium, um Sinn und damit in Folge Identität zu entwickeln. Diese Aspekte werden uns in unseren weiteren Überlegungen noch öfter beschäftigen.

Mead vertritt also die Ansicht, dass wir durch das Lernen und das Internalisieren gesellschaftlicher Prozesse, Werte und Handlungen die eigene Identität entwickeln: „nur insoweit er (der Mensch, Anm. des Autors) die Haltungen der organisierten gesellschaftlichen Gruppe, zu der er gehört, ..., annimmt, kann er eine vollständige Identität entwickeln, und die, die er entwickelt hat, besitzen“ (Mead, G.H., 1973, 197). Eine solche organisierte gesellschaftliche Gruppe kann z. B. eine Familie, aber auch eine Schule, eine Berufsgruppe (wir haben ja schon das Beispiel eines Bäckers erwähnt) oder ähnliches sein. Durch die Vermittlung und die anschließende Übernahme, Annahme (das Wort Identifikation besitzt ja denselben Wortstamm wie Identität) aber auch durch Ablehnung von aus diesen

Gruppen Vermitteltem entwickelt das Individuum dann seine eigene Identität, die auch durchaus Aspekte beinhalten kann, durch die sich das betreffende Individuum von der jeweiligen gesellschaftlichen Gruppe unterscheidet. Noch einmal Mead: „Insoweit ein Kind die Haltungen anderer annimmt und diesen Haltungen erlaubt, seine Tätigkeit im Hinblick auf das gemeinsame Ziel zu bestimmen, wird es zu einem organischen Mitglied der Gesellschaft“ (Mead, G.H., 1973, 202). Offenbar sieht Mead also einen in zwei Richtungen wirkenden Prozess im Rahmen der Identitätsbildung. Einmal bewirkt die Gruppe, dass ein Individuum Identität entwickelt und zum anderen wird durch die entwickelte Identität das Individuum zum Mitglied der Gesellschaft, die es seinerseits wiederum mit prägt. Auch dies ist ein Aspekt, der uns später in unserem Kapitel über die Funktion von Normen und Erziehung noch einmal beschäftigen wird.

In einer vereinfachten Graphik könnte das Beschriebene wie folgt dargestellt werden: (vgl. Graphik 2)



Graphik 2

Es muss jedoch berücksichtigt werden, dass Mead seinerzeit in seinem Buch von eher homogenen gesellschaftlichen Gruppen ausgegangen ist. Nun haben wir es in unserer spätmodernen Zeit aber immer öfter und immer stärker mit nicht-homogenen gesellschaftlichen Phänomenen zu tun. Im Zusammenhang, d. h. in der oben bereits erwähnten Begegnung mit dem Fremden, steht eben auch die eigene Identität wieder in Frage: Wenn Identität genau an der Stelle entsteht, wo soziale Erwartungen auf den eigenen Selbstentwurf treffen, dann wird wieder deutlich, wie schwer bis unbeantwortbar die Fragen z. B. nach der nationalen Identität werden. Was macht mich als deutschen Bürger aus, wie grenze ich mich zu anderen Kulturen ab (wir können in diesem Zusammenhang an die überaus kontroversen Diskussionen erinnern, die immer wieder mal auftreten, was denn eine „Deutsche Leitkultur“ sei und ob man eine solche brauche). Welche Abgrenzung ist also notwendig für mein Selbstverständnis? Sind im Zeitalter der Globalisierung kulturelle Abgrenzungen nicht eher hinderlich als förderlich? Eindeutige Antworten gibt es nicht mehr. Wieder ist der Einzelne auf sich zurückverwiesen und er muss je nach Selbstbewusstsein, das wieder an seiner Identität, die ihm Sicherheit gibt, gekoppelt ist, seine Antwort auf diese Fragen finden. Ein zirkulärer Prozess, dem man kaum entgehen kann. Es sei denn, man hat den Mut, Setzungen zu machen, d. h. für sich eine Position zu beziehen und diese dann auch zu vertreten.

An diesen beiden Beispielen, der beruflichen wie nationalen Identität wird deutlich, dass es heute die in der Moderne noch vorhandene Kontinuität nicht mehr gibt. Und diese Kontinuität ist heute auch in der Frage der persönlichen Identität weggebrochen. Wer will ich sein, wer darf ich sein, wenn die Gesellschaft enttraditionalisiert ist, wenn Moden in ihrer Schnelllebigkeit Modelle des Lebensgefühls vorgeben, wenn von den Medienwelten (von Printmedien über die Werbung bis hin zu den Casting Shows) Stars aufgebaut und in kürzester Zeit wieder durch andere Stars ersetzt werden? Oder wer will ich sein, wenn solche „Vorbilder“ dem Einzelnen in der Gesellschaft das angeblich richtige Gefühl des Seins vermitteln, sie den Einzelnen verführen können, da das Individuum keine Richtung hat, weil die Gesellschaft normativ fast alles für möglich erklärt?

Das, was wir im Vorwort mit Kontingenz (Möglichkeit) bezeichnet haben, dass heute in unserer Gesellschaft fast alles möglich ist, zeigt sich im Wegbrechen der Kontinuität bei der Identität am deutlichsten.

Wie steht es nun mit der Kohärenz der Identität, dem inneren Zusammenhalt, bei uns? Auch diese Frage ist schon fast eine rhetorische, weil die Antwort bereits auf der Hand liegt: Es kann mit dem inneren Zusammenhang nicht gut stehen, wenn wir in unserem inneren Dialog zweifelnd sein müssen, wenn wir uns die selbst gestellten Fragen nach unserer richtigen Lebensführung nicht be-

antworten können. Nehmen wir wieder die oben bereits erwähnte Schnittstelle von sozialer Erwartung und eigenem Lebensentwurf, an der Identität entsteht und sich beweisen muss, dann wird schnell deutlich, dass Kohärenz nur schwer zu erreichen ist, weil die äußere Sicherheit nicht über die Zeit hinweg stabil ist. Fragen nach eigenen Fähigkeiten, nach der Nutzung eigener Ressourcen, nach gelebten Normen kann ich in meinem Selbstentwurf nur beantworten und dann entsprechend handeln, wenn ich sicher sein kann, dass dieser mein Entwurf nach richtigem Leben auch in der Zukunft Bestand haben kann. Das beginnt mit der Frage nach der richtigen Schullaufbahn, betrifft dann die Berufswahl, die Familienplanung, den Wohnort aber auch die weitere Lebensabsicherung. Hier werden vom Einzelnen jeweils subjektive Fähigkeiten erwartet, die er abrufen muss, die ihn zu dem machen, was er dann ist. Es stellen sich Fragen wie: Kann man allein aus materiellen Gründen überhaupt noch die Rolle des Familienvaters einnehmen? Wie will man sich als kulturell interessierter Mensch im Alltag organisieren, um auch diese Bedürfnisse zu befriedigen? Reicht das Gehalt aus, und ist dieses über die Zeit sicher? Kann man die geforderte Leistung am Arbeitsplatz über die Zeit hin erbringen? Welche Absicherung braucht der Einzelne, um nicht sozial wie psychisch abzustürzen, wenn er der Erwartung im Beruf nicht mehr genügen kann? Die Marktwirtschaft nimmt hier keine Rücksicht. Das Gesetz der globalen Konkurrenz lässt hier kaum Spielräume. Massenentlassungen bei gleichzeitiger Profitsteigerung sprechen eine eindeutige Sprache. Das neue Phänomen der Altersarmut haben wir schon erwähnt.

Es ist deutlich geworden, dass die Arbeit an seiner eigenen Identität in unserer Zeit ungleich schwerer geworden ist als in der Zeit der Moderne, wo das Maß der Beschleunigung in allen Bereichen der Gesellschaft noch nicht das Maß angenommen hat, wie es das heute hat. Der Ausdruck des „rasenden Stillstands“, den Virilio bereits 1990 geprägt hat (vgl. Virilio, P., 2008, 126ff), bringt die Situation der Spätmoderne genau auf den Punkt.

Wir müssen also feststellen, dass die Zeit stabiler personaler Identität vorbei ist. So fragen sich die Soziologen heute, wie wir und ob wir denn überhaupt noch Identität benennen können, wenn beide Parameter von Kohärenz und Kontinuität nicht mehr gegeben sind. Können wir überhaupt noch von Identität reden? Sollten wir nicht froh sein, dass die starre Form der Identität vorbei ist, dass der Mensch nun offen ist für viele Rollen, dass er heute sein eigener „Spieler“ sein kann? Die Antwort auf den Verlust einer stabilen personalen Identität lautet nämlich in dem breit geführten wissenschaftlichen Diskurs, dass man von situativer Identität, von einer Bastel – Mentalität, von einer offenen Identität oder von einer Spielidentität ausgehen sollte. So schreibt Douglas Kellner: „Identität ist heute zu

einem frei wählbaren Spiel geworden ... zu einer theatralischen Darstellung des Selbst, in der man sich in einer Vielzahl von Rollen, Bildern und Aktivitäten präsentieren kann, ohne sich über Brüche, Verschiebungen und sogar dramatische Veränderungen Gedanken machen zu müssen“ (zit. nach Rosa, H., 2012, 238).

Diese Sichtweise trifft aber unsere Erfahrung im Berufsalltag als Berater und Therapeut von Familien nicht. Dramatische Veränderungen oder Brüche wie Scheidung, Todesfall, Studienabbrüche etc. stellen echte Krisen für den Einzelnen dar, so dass dies weniger als Spiel erlebt wird, sondern als schwere bis schwerste Anfragen an die eigene Identität.

Vielleicht beschreibt Kellner das Spiel mit seiner Identität als eine Beschreibung von Gesellschaft. Eine Gesellschaft, die keine großen, tragenden Ideen mehr kennt, und die zu einer Erlebnisgesellschaft mutiert ist und in der die individuelle Erlebnisorientiertheit die gesellschaftliche Dynamik bestimmt, kann Identität nur als Spiel begreifen (vgl. Schulze, G., 2005, 429). In einer solchen Gesellschaft scheint die Toleranz der Egos gewachsen zu sein, theatralische Darstellungen zu respektieren. Vielleicht wird sie auch erwartet, um nicht in starren Bildern zu ersticken.

Wie gesagt: Unsere Erfahrung mit Einzelnen, Paaren und Familien in unserem beruflichen Kontext ist das nicht. Hier steht mehr die Suche nach der eigenen Mitte, nach innerer Ruhe und stabiler Selbstwahrnehmung im Vordergrund. Dennoch müssen wir uns fragen, was es für die Erziehung heißt, wenn die Gesellschaft, so wie wir sie ansatzweise umschrieben haben, in dieser Dynamik verharret.

Sicherlich ist es schon entscheidend, dass in der Erziehung nicht mehr von der vormals gelebten stabilen Identität ausgegangen werden kann. Daher ist der Akzent unseres Buches auch auf die bewusste Erziehung gelegt, in der sich der Erziehende seiner Rolle als Normsetzender, als Beschützer, als Förderer mehr denn je bewusst sein muss, weil die Gesellschaft diese Aufgaben kaum mehr leistet. Insofern entspricht die Aufforderung nach Mut, Setzungen zu machen, Werte zu vertreten nur auf den ersten Blick einer scheinbar konservativen Haltung. Sie ist vielmehr der Notwendigkeit geschuldet, den zu Erziehenden bei der Schaffung eines starken Selbstbildes, einer gesunden Selbstwahrnehmung und genügenden Selbstvertrauens zu unterstützen, damit er seine Antwort auf den „rasenden Stillstand“ finden kann.

Unter diesem Aspekt sind die weiteren Untertitel des Buches zu lesen.

Bewusst erziehen

Nachdenkliches zum bewussten Umgang mit Erziehung
(in schwierigen Zeiten)

Blasius, A.; Schmitz-Roden, U.

2014, VI, 137 S. 7 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-03731-4